

Die europäische Dimension in der christlichen Bildungsarbeit

Von Hendrik Brugmans

Unser Thema entspricht einer doppelten Besorgnis, einer doppelten Krise. Erstens erscheint die – doch notwendige – Einigung Europas schier unrealisierbar. Wir stehen somit vor einer geschichtlichen Situation, in der mit einem Problem auch schon die Lösung mitgegeben wäre, nur weisen diejenigen, denen an einer solchen gelegen sein sollte, sie zurück. Zweitens macht der Katholizismus die tiefgreifendste Mutation seiner Geschichte durch. Infolgedessen wird ein Unterricht, der zugleich christlich und historisch-staatsbürgerlich sein will, von zwei Seiten her desorientiert.

Versuchen wir, uns in diese beiden Aspekte zu vertiefen und Leitlinien für die Zukunft zu ziehen.

Einer europäischen Zivilisation entgegen

Jeder Erzieher, der seinen Beruf ernst nimmt (und somit doch erst recht der christliche Erzieher) wird sich nie einfach damit begnügen, seinen Schülern bloß den wesentlichen Wissensstoff seines Fachgebietes beizubringen, sondern er wird darüber hinaus sich bestreben, ihr Gewissen zu bilden.

Natürlich wird dies in einigen Fächern leichter der Fall sein können als in andern. Man wird dabei in erster Linie an die sogenannten Humanwissenschaften denken, die sich in der Tat trefflich dazu eignen, sofern man nicht unter dem Vorwand, »neutral« bleiben zu wollen, jedem Thema, das zu Kontroversen Anlaß bieten könnte, ausweicht. Dann aber, wenn man sich einfach an die nackten Fakten hält, nimmt man dem Sprachstudium, dem Erdkunde- und Geschichtsunterricht jeglichen erzieherischen Wert. Weckt man hingegen die Wißbegier in kultureller Richtung, so bieten diese Fächer ungemeine Chancen, den Sinn für die Zivilisation und somit für den historisch gewachsenen Bürgersinn zu fördern.

Doch auch das Sprechen über Archimedes und Gauß kann solche Möglichkeiten verschaffen, heißt dies doch, vom Hellenismus und der Romantik sprechen, also von besonderen Perioden unserer gemeinsamen Entwicklung. Diese Entwicklung ist ja nicht national, sondern europäisch verlaufen. Welchen Vaterländern gehörten denn diese Genies an? Archimedes, der sizilianische Grieche, fände sein Vaterland heute in Syrakus nicht mehr vor, und Gauß, dieser 1777 geborene Hannoveraner, kannte sich in den

beiden Deutschland von heute nicht mehr aus: der Staat, dem er entstammte, ist 1945 in Potsdam von der Landkarte gestrichen worden . . . , sogar ohne daß dies die Öffentlichkeit sehr bekümmert hätte. Hier wird der Begriff »Nation« undeutlich.

Damit haben wir bereits zwei Thesen gewonnen, von denen wir ausgehen können.

Erstens: Erziehen heißt nicht nur Kenntnisse vermitteln, sondern in eine Kultur einführen, also, wie Plutarch gesagt hat, nicht eine Flasche füllen, sondern ein Herdfeuer anzünden.

Zweitens: Die Zivilisation, in die man einführt, beschränkt sich nicht auf irgendeinen Staat. Heißt dies, sie sei bereits eine Weltzivilisation? Das nicht, auf alle Fälle noch nicht. Sie tritt in dem zutage, was man einen »Kulturkreis« nennt, einen besonderen Raum, den Arnold Toynbee als »ein faßliches Forschungsterrain« bezeichnet. Nun aber stellt Europa mit seinen Verlängerungen in Übersee einen solchen dar. Boro-Budur oder das Prambanam von Indonesien sind nicht weniger schön und nicht weniger bedeutend als unsere gotischen Kathedralen, gehören aber einer Kulturfamilie an, die ganz anders ist als unsere. Andererseits beschränkt sich die Gotik, obwohl sie auf der Ile de France entstanden ist, keineswegs auf den Boden Frankreichs, denn sie erstrahlt von Skandinavien bis Rom und von Transsilvanien bis Portugal. Wir sind die Erben dieser transnationalen, doch nicht universalen Zivilisation, und alles wird davon abhängen, ob wir fähig sind oder nicht, sie von neuem zur Blüte zu bringen, will sagen sie angesichts der Herausforderungen von heute von Grund auf zu erneuern.

Erziehung und Bildung bedeuten somit in erster Linie, die Schüler eines gemeinsamen Erbes bewußt werden zu lassen, das sich weder auf eine Nation beschränkt noch auf die ganze Welt erstreckt, sondern die Gesamtheit dessen umfaßt, was wir Europa nennen. Dieses Bewußtsein wecken bedeutet keineswegs, die bunte nationale und regionale Vielfalt, die Europa so farbenprächtig macht, leugnen oder ausmerzen oder herabwürdigen zu wollen. Doch diese Varianten erhalten ihren Wert erst aus dem, was dem Ganzen gemeinsam ist. Wir brauchen keineswegs uns entweder für dieses Ganze oder für die zahlreichen Differenzierungen innerhalb Europas zu entscheiden. Dieses Ganze bildet gleichsam das Grundgewebe, während die Varianten unseren Reichtum ausmachen. Oft sind sie national geprägt, aber sie können auch regionalen Charakter aufweisen, wie wir zum Beispiel die spanische und innerhalb dieser die katalanische oder baskische Eigenart haben. Doch in welchem Land auch immer man sein mag, überall ist die Kulturgemeinsamkeit offensichtlich, und wenn beispielsweise ein Europa ohne Polen verstümmelt wäre, so ließe sich wiederum kein Polen denken, das nicht in eine europäische Kulturentwicklung getaucht wäre.

Einer universalen Zivilisation entgegen

Andererseits stellt sich die Frage: Ist heute nicht eine eigentlich universale Zivilisation im Entstehen und sind nicht unsere Besonderheiten – innerhalb Europas selbst und die Abhebung Europas von den andern Kulturen – am Verschwinden? Unseres Erachtens wäre eine solche Gleichschaltung des Menschengeschlechtes eine nicht wieder gutzumachende Verarmung, doch scheint uns diese Gefahr nicht zu bestehen. Zwar bringen heute die Massenmedien die Kontinente einander näher und dem ist gut so. Doch zumindest vorläufig bleiben diese Kontakte oberflächlich und behalten die Denkweisen und Lebensstile der einen wie der andern ihre Eigenart. Beweis dafür ist u. a. die Tatsache, daß so viele Anstrengungen, die unter höchsten Erwartungen unternommen wurden, um die Unterentwicklung zu beheben, scheitern, und zwar nicht weil es am guten Willen oder an den nötigen Geldmitteln gemangelt hätte, sondern deshalb, weil man für eine Denkweise, die sich von der unseren unterscheidet, nicht genügend Verständnis aufbrachte.

Daraus ergibt sich der Schluß: Wenn unser Schulunterricht in einer besonderen Zivilisation wurzelt, wenn er diese in ihrer Eigenart zum Ausdruck bringt und sie zu fördern sucht, so handelt es sich dabei um die europäische Zivilisation. Diese ist unser gemeinsames »Thema«, während die nationalen oder regionalen Besonderheiten nur wichtige »Variationen« darstellen, die gewiß kostbar, dennoch nebensächlich sind.

Keines unserer Länder besitzt seine nationale Kultur für sich allein, denn alle großen Ereignisse, die unser Dasein geprägt haben, weisen stets eine transnationale Ausstrahlung auf. So gab es einst ein römisches Europa mit pyrenäischen und lombardischen Abwandlungen. Es gab die beiden großen religiösen Reformen des sechzehnten Jahrhunderts, die protestantische und die katholische. Doch das baltische Europa wurde lutherisch, während die Mittelmeerländer katholisch blieben und der Calvinismus sich gleichsam wie ein Gürtel um Europa legte, von Schottland bis Rumänien. Und um ein drittes Beispiel zu nennen: Es gab eine europäische Romantik, die 1774 mit den »Leiden des jungen Werther« in Deutschland begann und ein Menschenalter später mit Chateaubriand nach Frankreich gelangte. Jedesmal war somit das Grundphänomen europäisch, doch verliehen ihm die nationalen und regionalen Begleiterscheinungen seine ganze Buntscheckigkeit.

Wenn die heutige Welt nach Einheit strebt und das Aufeinanderwirken der Zivilisationen immer intensiver wird, so bedeutet dieser Ökumenismus nicht den Triumph von irgendwelchen Synkretismus. Man kann nur dann Subjekt und Objekt eines solchen Aufeinanderwirkens sein, wenn man sich seiner Identität bewußt ist – und dann wird dieses Bewußtsein keineswegs

einen Protektionismus hervorbringen («Was muß man verteidigen?«), sondern ein Sich-Öffnen auf andere mündige und wiedererstehende Zivilisationen hin («Was können wir beitragen?«).

Dies ist die Wirklichkeit, die in unserem Schulunterricht in Erscheinung treten soll, welches auch immer unser Fachgebiet sein mag.

Ein geeintes Europa

Paul Claudel hat einmal gesagt, er lese nur noch »die Bibel und die Zeitung«. Man ahnt, was er damit sagen wollte. Einerseits schöpfte er aus der Bibel seine beständige Geistesnahrung, die unerschütterlichen Wahrheiten, die ihm seinem Dasein die Richtung geben ließen. Andererseits interessierte er sich als verantwortlicher Bürger um das aktuelle Geschehen und bemühte sich, es im Licht seiner tiefen Überzeugungen zu verstehen. Nun aber gibt es, wie wir eben sahen, ein Europa – ein wenn nicht »ewiges«, so jedenfalls säkulares Europa. Und doch besteht neben ihm auch ein anderes, viel weniger strahlendes Europa, weit weg von den Kathedralen und Künsten, von der Philosophie und den Wissenschaften: das Europa unserer kläglichen diplomatischen Anstrengungen und Techniken, den ganzen Kontinent zu einigen.

Dieses Europa bietet keinen erhebenden Anblick. Es weist keinen einzigen Zug wahrer Größe auf. Ohne daß es völlig zu einem bloßen »Dingsda« (wie de Gaulle sagte) geworden wäre, bringt es sich kaum der kulturellen Vergangenheit entsprechend zum Ausdruck. Für dieses jetzige Europa können sich unsere Schüler kaum erwärmen – und wie sehr begreift man sie!

Und doch, dieser »Kuhhandel«, diese aussichtslosen Feilschereien sind nur die degenerierten Äußerungen einer Idee, die einmal revolutionär war: der Idee einer föderativen Einigung. Dies war der einzige neue große Gedanke, der nach dem Zweiten Weltkrieg in Europa formuliert worden ist. Er steckte übrigens schon in den denkenden Köpfen der Widerstandsbewegung, die weder eine totalitäre gewaltsame Einigung noch eine nationalistische Restauration, weder einen Despotismus noch eine Zerstückelung wollten. Der einzige große Gedanke, sagte ich, denn während die Entkolonialisierung uns von außen aufgezwungen wurde, hätte ein geeintes Europa zu einer Chance, sich von Grund auf zu erneuern, zu einer einzigartigen Möglichkeit gemeinsamer Wiedergeburt werden können. Leider kam es nicht dazu.

Die Gründe des Scheiterns sind bekannt; man braucht nicht auf sie zurückzukommen. Unsere generationen-, ja jahrhundertealten Nationen sind eben etwas anderes als die Exkolonien, die in Nordamerika als erste der Welt das Beispiel eines gegliederten Föderalismus gegeben haben. Sie

hatten eine solche Angst, ihre besondere Identität zu verlieren — die von niemand bedroht war außer eben von ihrer Furcht vor der Zukunft —, daß sie ihr gegenseitiges Mißtrauen nicht zu überwinden vermochten. Darum kam es da, wo ein gemeinsamer Aufstieg möglich gewesen wäre, zu einem kollektiven Niedergang. Kurz, es war keineswegs der patriotische Sinn, der unsere Hoffnungen vernichtete, sondern der etatistische, sterile Nationalismus.

Europa und die Welt

Doch damit, daß man eine Lösung — das geeinte Europa — wegschob, behob man nicht die Probleme. Diese blieben. Es geht immer noch um Frieden in Sicherheit, um die Unabhängigkeit gegenüber den wahren Großen, um unsere Beziehungen zur Dritten und Vierten Welt, um unseren Beitrag zum Wohle aller, um das Problem des drohenden Mangels an Rohstoffen, deren Preis steigt. Und innerhalb des Kontinents um die Förderung der notleidenden Randregionen, ob sie nun eine ethnische, sprachliche und kulturelle Eigenpersönlichkeit haben oder nicht. Und schließlich und endlich geht es um die Qualität unseres Lebens.

In bezug auf alle diese Probleme könnte man Überlegung an Überlegung, Gedanke an Gedanke reihen, doch wir kämen zwangsläufig jedesmal zu dem einen gleichen Schluß: Welche Methoden man auch vorschlagen mag, um sie zu lösen, kein Land Europas kann, auf sich allein gestellt, damit fertig werden. Gewisse Aspekte werden zwar bloß einzelne Orte, Provinzen oder Nationen betreffen, doch die Gefahren, die am meisten Besorgnis erregen, setzen sich über unsere geschichtlichen Grenzen hinweg. Ich denke an die Verschmutzung der Ozeane, die das Tierleben dieser Meeresräume in tödliche Gefahr bringt und damit ein Nahrungsreservoir bedroht, dessen die Menschheit bedarf. Gegenüber einem Drama wie diesem reichten selbst die Kräfte eines geeinten Europas nicht aus, denn es bedürfte dazu einer äußerst scharfen Kontrolle auf Weltebene, namentlich strenger Vorschriften für den Bau von Tankern. Es brauchte ja nur ein einziger Staat — beispielsweise Panama oder Nigeria — sich dagegen zu sträuben und sich auf seine sakrosankte Souveränität zu berufen, und schon würde man wieder möglichst billig transportieren wollen.

Daraus ergibt sich der Schluß: Die Außenpolitik des geeinten Europas muß weltweit sein wollen. Doch damit diese weltweite Einstellung Tatsache wird, muß zunächst das geeinte Europa existieren.

Wirtschaft und Umwelt

Da das europäische katholische Unterrichtswesen den Umweltschutz auf sein Programm gesetzt hat, möchte ich dieses Thema ein wenig ausführlicher

behandeln. Damit stellt sich uns die Frage nach den qualitativen Normen in unserer Wirtschaftspolitik.

Während ganzer Generationen haben die Europäer gedacht, die Produktion als solche sei das Maß aller Dinge. Eine Vermehrung des Brutto-sozialproduktes galt ohne weiteres als Fortschritt schlechthin. Man sagte sogar, Petrus frage an der Himmelstüre nicht mehr, welche Tugenden man geübt, sondern welchen Beitrag zur Produktion man geleistet habe. Und Sozialisten haben geglaubt, die Vergrößerung des »Kuchens« führe sozusagen von selbst auch zu größerer Gerechtigkeit und Wohlfahrt.

All dies war nicht völlig falsch, denn es wäre verkehrt, wollte man nun ins andere Extrem fallen und ein Loblied auf die gute alte Zeit singen, in der die Bevölkerung weniger konsumierte. Nein, die Produktion, die gestern als oberste Tugend galt, ist heute nicht zu einem Laster geworden. Aber man muß wissen, daß in der Wirtschaft eins und eins nicht unbedingt gleich zwei sind. Man läuft Gefahr, an einem gewissen Punkt die kritische Masse zu erreichen, wo der »Fortschritt« kontraproduktiv wird.

Beispielsweise hat früher die Motorisierung die Mobilität des einzelnen vermehrt. Heute aber droht sie, den ganzen Verkehr zu lähmen. Ein bloßes graduelles Wachstum kann somit zu einer Naturveränderung werden, und Louis Armand pflegt mit Recht zu sagen: »Wenn einmal jeder seinen Wagen hat, muß man eben den Zug nehmen.«

Desgleichen hatten die Lufttransporte das Verdienst, die Völker und Kontinente einander näherzubringen. Aber das Überschallflugzeug »Concorde« war nicht nur kommerziell, sondern auch vom ökologischen Standpunkt aus eine Pleite. Die amerikanischen Aktionskomitees, die gegen die Luftverschmutzung und den Höllenlärm, den der Apparat vollführte, protestierten, hatten damit sicher recht.

Abschließend ist zu diesem Punkt zu sagen: Wenn es auch kurzfristig wäre, uns zum Nullwachstum zu verurteilen, so werden wir uns doch einer neuen Notwendigkeit bewußt: der einer qualitativen Planung. Fortan ist es nicht mehr damit getan, daß man die Vollbeschäftigung anstrebt. Diese Forderung, die Proudhon schon 1848 so formuliert hat: »Revolution, dein Name ist Recht auf Arbeit!«, bleibt höchst wichtig. Doch zu ihr hinzu müssen wir uns vor dem Entscheid über unsere Investitionen fragen:

Unter welchen Bedingungen produziert wird, wobei gleichzeitig die leibliche und geistige Gesundheit der Produzenten und die Auswirkungen auf die natürliche und menschliche Umwelt im Auge behalten werden muß; welches die Wirkung sein wird, in bezug auf die – gerechte oder ungerechte – Verteilung der produzierten Güter, denn das kommende Jahrhundert wird zweifellos das der organisierten Verbraucher sein; und schließlich welches unsere gesellschaftlichen und kulturellen Prioritäten sind bei unsern

industriellen und agrarwirtschaftlichen Projekten, denn man kann nicht alles auf einmal produzieren.

Die Wirtschaftsprobleme von morgen werden deshalb hauptsächlich in der Frage nach unseren Kriterien, nach unseren Normen bei den zu treffenden Entscheiden bestehen, das will heißen, daß unsere Probleme eine moralische Dimension haben. Und dies auferlegt dem christlichen Denken und der Erziehung, die sich daraus ableitet, besondere Aufgaben. »Die Wirtschaft im Dienste des Menschen!« – und nicht im Dienste des Profits und des technologischen oder politischen Prestiges –, das ist leicht gesagt, doch dieses Schlagwort muß präzisiert werden. Welcher »Mensch« steht im Zentrum der künftigen Wirtschaft? Gewiß hat er das Recht, eine reine Luft zu atmen, in seinem Lebensmilieu ein Minimum an Ruhe zu finden, eine Umgebung, in der die Natur auch noch vorhanden ist. Dies festzustellen, gehört zum gesunden Humanismus, doch ist dieser im Licht des Evangeliums und in Zusammenarbeit mit allen Menschen guten Willens noch zu vertiefen. Und dies ist auch ein wesentliches Thema für unsere Bildungsarbeit.

Die europäische Dimension der Umweltprobleme

Finden wir hier eine europäische Dimension? Ganz gewiß.

Erstens weil die Bedrohungen, die auf unserer natürlichen und menschlichen Umwelt lasten, an den Staatsgrenzen nicht haltmachen. Gerade die Grenzregionen können uns davon etwas erzählen, denn bei unterentwickeltem Gemeinschaftssinn hat jedes Land die Tendenz, seine Industrieabfälle dem Nachbarland anzuhängen.

Sodann begünstigt der Umstand, daß die staatlichen Gesetzgebungen auf diesem Gebiet nicht aufeinander abgestimmt sind, die Investitionen in den skrupellosesten Staaten. Es ist für niemanden ein Geheimnis, daß es bei strengeren Kontrollvorschriften – unter Bedingungen, wie sie die Schweizer Firma bei sich vorgefunden hätte – nicht zur Katastrophe von Seveso gekommen wäre, wo ein ganzes Dorf buchstäblich vergiftet wurde. Das gesellschaftliche Dumping ist somit nicht nur in den Lohnverhältnissen der Arbeiter zu verspüren, in der Häufigkeitsziffer ihrer Angehörigkeit zu einer Gewerkschaft oder in der Wahl eines Tankschiffes, das unter der Flagge »billig« segelt. Es findet sich auch in der größeren oder geringeren Strenge der Umweltschutzgesetze, die man da oder dort kennt. Damit die Ansiedlungen der Industrie in Chancengleichheit erfolgen können, drängt sich eine Vereinheitlichung der Gesetzgebungen auf.

Um gegen die Umweltverschmutzung und für eine akzeptable Umwelt zu kämpfen, werden wir einer qualitativen Planung bedürfen, welche die

Produktion auf humane, globale Ziele lenkt. Eine solche Planung darf nicht freigestellt sein in dem Sinne, daß ein Land sie anwenden könnte, während andere Länder ihre sogenannte »Freiheit« behielten. Sie muß für alle verpflichtend sein. Dies ist eine Schlußfolgerung, zu der alle ernsthaften ökologischen Forschungen gelangen. Und auch dies ist ein Feld der Debatte, auf das wir unsere Schüler vorzubereiten haben. Sie werden dabei diese europäische Dimension finden, die zweifellos die Stiftung, die diesen Namen trägt, interessieren wird. Die Umweltprobleme weisen je stets einen politischen und räumlichen Aspekt auf, denn im engen Rahmen einer Einzelnation kann keine Lösung gültig und von Dauer sein. In seiner berühmten Rede in der Independence Hall in Philadelphia proklamierte Kennedy den Imperativ der Interdependenz. Was aber für das unermessliche Amerika gilt, gilt erst recht für unsere kleinen und mittelgroßen Länder Europas und zwar ganz besonders, wenn man das explosive Thema des Umweltschutzes anpackt.

Die »politische« Dimension

Aus all dem ergibt sich, daß ein Schulunterricht, der — wie das beim katholischen Schulwesen der Fall ist — vorbildlich sein will, seine Programme, namentlich im Geschichts- und Erdkundeunterricht, ernstlich überprüfen muß. Man kann sich übrigens fragen, ob diese beiden Fächer nicht mit der Zeit miteinander verschmolzen werden und einen einzigen Fachbereich bilden sollten, der der Vorbereitung des jungen Bürgers auf die Verantwortungen in der Demokratie zu dienen hätte. Auf alle Fälle wird es nicht mehr genügen, ein nettes Verhalten zu unseren Mitmenschen und einen verschwommenen, unwirksamen Internationalismus zu predigen. Es ist auch nicht mehr damit getan, daß man Steuerhinterziehungen verurteilt, die in der Tat ein schändlicher Diebstahl gegenüber ungesicherten Mitbürgern ist. All dies hat weiterhin zu gelten. Heute aber erweitert sich der Gesichtskreis bis zu dem, was man die »vier Ecken der Welt« nennt — als ob unser Planet »Ecken« aufwiese!

Indem wir dies tun, treffen wir uns mit dem, was unsere besten Schüler im Grunde wollen. Eben diese sind es ja, die sich in der heutigen Welt, in der sie leben sollen, am wenigsten wohl fühlen. Sie haben das Recht, von uns zu verlangen, daß wir wenigstens ihnen zu erklären suchen, wie das, was da ist, funktioniert, und welche Tendenzen sich im Blick auf die Zukunft abzeichnen.

Wir wissen es: Es gibt Lehrer, die sich dieser Aufgabe, zu der sie ihre Universitätsstudien so wenig vorbereitet haben, nicht gewachsen fühlen. Ist dies aber ein Grund, das, was man mit Recht von uns verlangt, nicht

wenigstens so gut als möglich zu leisten? Andere schrecken vor dem zurück, was sie als ein »Hineinbringen der Politik in die Schule« bezeichnen. Dieser Einwand verdient, daß man sich etwas länger mit ihm auseinandersetzt.

Vergessen wir zunächst nicht, daß unsere jungen Menschen ohnehin Tag für Tag durch Rundfunk und Fernsehen mit der »Politik« konfrontiert werden. Auch durch die Presse, nur kommt man leichter um diese herum. Die Tagesschau, ob in Farbe oder nicht, macht den Zuschauer mit allen Debatten, mit allen Kontroversen, die ausgetragen werden, bekannt. Und einzig die Schule sollte ihre Ehre darein setzen, diese Wirklichkeiten zu übersehen und zu übergehen? Die großen Tenöre der Politik lassen in unseren Wohnzimmern ihre Stimme ertönen, der Lehrer und Erzieher aber sollte unter dem Vorwand der Objektivität sich die Ohren verstopfen? In unserer Zeit um die Politik herumkommen wollen, heißt eine Vogel-Strauß-Politik treiben.

Das Einbringen des »Politischen« in den Schulunterricht

In der Politik geht es nicht nur um Wortgefechte, sondern auch im Grunde um objektive Situationen, zu denen man Stellung nimmt. Denken wir zum Beispiel an die Frage der Direktwahlen in das Europa-Parlament.

In einem Land wie Frankreich bekämpfen die nationalistische Rechte und der militärfreundliche Kommunismus dieses Projekt in seltsamer Einmütigkeit bis aufs Blut. Andere hingegen, die wie gewohnt weniger stürmisch sind (denn die antieuropäische Front ist emotionaler als der Föderalismus), treten dafür ein. Die einen sprechen mit Abscheu von einer souveränen Versammlung, die der Nation unwiderrufliche Entscheide aufzwingen könnte, wo doch die »Fremden« darin in der Mehrheit seien. Die anderen sprechen von der notwendigen Solidarität, zu der die moderne Welt die Europäer verpflichtet. Zumeist aber beginnen weder die einen noch die andern damit, daß sie erklären, welches die für das Problem maßgebenden Sachverhalte sind, und hier kann sich die Schule in die Diskussion einschalten. Die »Medien« geben kunterbunt unmittelbare Informationen: sie berichten über eine Rede, eine Abstimmung, einen Skandal. Der Lehrer hingegen muß auf die ausgezeichnete Frage antworten, die Marshall Lyautey seinen Mitarbeitern zu stellen pflegte: »Um was handelt es sich?«.

Heißt dies, wir sollten uns in der Folge jeden Schluß dafür oder dagegen versagen? Um welches Grundsatzes willen eigentlich? Was soll denn daran Schlimmes sein, wenn die jungen Menschen merken, daß ihr Professor, obwohl er seine Schüler objektiv zu informieren vermag, dennoch ein enga-

gierter Bürger bleibt, der seine politischen Überzeugungen, negativen Einstellungen und Hoffnungen hat? Und warum sollten wir nicht diejenigen in die Schule hineinbringen, die wir am Europa-Kolleg die »Zeugen unserer Zeit« zu nennen pflegten? Warum sollten nicht Staatsmänner, Journalisten, Wirtschaftsführer kommen und erklären, welches ihr Beruf ist, welches ihre Haupt Sorgen sind und was sie angesichts dieses oder jenes Problems zu tun gedenken?

Bürgersinn besteht in der Respektierung der allgemein geltenden Regeln, in der Annahme eines moralischen Konsenses. Danach kommt die Politik; sie besteht in der unmittelbaren Parteinahme für etwas, in der Wahl zwischen zwei achtenswerten Haltungen, zwischen zwei möglichen Verhaltenslinien, wo die Fehler nicht unbedingt auf der einen Seite liegen, die guten Gründe auf der andern. So kann man sachlich auch in aktiver Toleranz unterrichten, will sagen in positivem Antifanatismus, der nicht aus Indifferenz oder skeptischem Relativismus erwächst.

Die politischen »Räume«

Eine letzte Bemerkung zu diesem Thema: Allzuoft versteht man unter »Politik« ein gewisses Interessenspiel, zu dem man mehr oder weniger nicht stehen kann, eine Reihe von Manövern, die nicht irgendwie zur Gemeinschaft tendieren, sondern dem jeweiligen Gegner ein Bein stellen. Natürlich sind solche Gepflogenheiten nur der Schatten, den die Politik auf die meisten unserer Fernsehschirme wirft. Die Ursünde findet sich darin auf zweierlei Weisen: einerseits in den eventuellen Gemeinheiten dessen, der sich politisch betätigt, auf der anderen Seite in der scheinheiligen Gier, mit der sich der Zuschauer daran weidet.

Aber wer ist schuld, daß dieses Beiwerk der Politik in der letzten Zeit einen solchen Umfang angenommen zu haben scheint? In jedem Fall zu einem großen Teil der Umstand, daß die wichtigsten Entscheidungen nicht mehr auf nationaler Ebene getroffen werden können und daß infolgedessen die nationale Politik schließlich einen gewissermaßen fiktiven, phantomhaften und unwirklichen Charakter annimmt. In dieser Unwirklichkeit kommt man nicht über ein gewisses Mittelmaß hinaus, was auch moralische Folgen nach sich zieht. Stellt die Menschen vor wirkliche, wichtige Probleme, wo ihr Entscheid bestimmend sein kann — beispielsweise während eines Krieges —, und sie werden über ihre Kleinheiten hinauswachsen. Heutzutage kommt es jedoch auf nationaler Ebene selten zu solchen Problemen und solchen Entscheiden. Um wieder auf sie zu stoßen, müssen wir in den oberen Stock steigen, der kontinental oder interkontinental ist.

Abschließend ist zu diesem Punkt zu sagen: Sollen wir die »Politik« in unseren Unterricht hineinbringen? Ja, warum denn nicht, da sie sich doch vom Bürgersinn nicht trennen läßt? Bemühen wir uns also, die Gegebenheiten in aller Objektivität darzulegen und die Argumente zugunsten dieser oder jener These vorzubringen. Doch zeigen wir zudem und vor allem deutlich auf, daß für jede Lösung im öffentlichen Bereich ein Raum existiert, innerhalb dessen sie sich optimal verwirklichen kann. Ein begrenzter oder ein weiter Raum, der vom Wohnviertel der Metropole sich auf den ganzen Umfang des Planeten erstrecken kann, aber ein Raum, den wir wählen werden, ohne unsere Vorliebe für die begrenzteren Gemeinschaften, wo die direkte Demokratie noch spielt, zu verhehlen. Ein großer Raum, dem der Unterbau auf örtlicher Ebene fehlte, würde zu einem unkontrollierbaren Gigantentum führen, während hinwieder die allein sich selbst überlassene Gemeindeautonomie bald wirkungslos und steril würde. Zwischen der Kirchturmpolitik und dem vaterlandslosen Kosmopolitismus gibt es sämtliche herkömmlichen und neuen Spielarten einer guten politischen Geschäftsführung.

Anregungen für den Geschichts- und Erdkundeunterricht

Nachdem so die Grundsätze bestimmt sind, wollen wir uns den konkreten Möglichkeiten zuwenden, die sich für diese staatsbürgerliche Erziehung bieten.

Wir werden es gar nicht schwer haben, uns an den alten Grundsatz zu halten, der vom Bekannten zum Unbekannten zu schreiten heißt. So verwehrt nichts, sondern berechtigt alles einen Unterricht in Geschichts- und Erdkunde, der vom Ort ausgeht, wo man sich befindet. Die Heimatkunde wurde einst zu nationalistischen Zwecken verwendet — doch es kann eben alles vom Menschen mißbraucht werden; trotz allem ist sie eine im Grunde gesunde Wissensdisziplin. Unter der Bedingung freilich, daß sie vom Nahen zum Entfernten weiterschreitet. Ist dies möglich? Ja, ohne weiteres. Greifen wir nach einem Beispiel.

Wenn ein Lehrer in Brügge mit Hilfe alter Pläne, Stiche und Gemälde, die im Stadtmuseum vorhanden sind, die Vergangenheit seiner Stadt darlegt, bleibt er nicht in einem gewissen Vergangenheitskult oder in einer erstickenden räumlichen Enge gefangen. Brügge ist zweifellos eine der am besten erhaltenen alten Städte, aber es ist typisch für eine ganze geschichtliche Entwicklung, an der die Gemeindedemokratie, der Kampf gegen das Feudalwesen und die Anfänge des Industriezeitalters beteiligt sind.

Jeder, der seine eigene Umwelt gut kennt, weiß bereits um viele menschliche Dinge. Aber dennoch kann man die Vergangenheit einer Stadt wie

Brügge nicht erfassen, ohne den hanseatischen Einschlag wahrzunehmen, was uns nach Bergen in Norwegen führt und zum alten Nowgorod, zum Bernstein des Baltikums und zu den Pelzen Rußlands.

Brügge ist aber auch das Großburgund des fünfzehnten Jahrhunderts, das Großherzogtum des Westens, die Stadt der Ritter vom Goldenen Vlies, deren Sitz später nach Wien verlegt wurde. Auch hier wieder ist die Heimatkunde auf Europa hin offen, und man wird noch hinzufügen, daß unter den Fürsten von damals einzig die Herzöge von Burgund den Geist der Kreuzzüge bewahrt hatten, das Johannes dem Unerschrockenen seinen Beinamen eintrug, als er zu Nikopolis sich gegen die Türken schlug, und daß allein Burgund den Schlußakt des Konzils von Florenz gegengezeichnet hat, der — für einen leider nur kurzen Moment der Illusion — die Wiedervereinigung zwischen den Kirchen von Rom und von Konstantinopel besiegelt hatte.

Gewiß, man kann sagen, nicht alle unsere Städte hätten eine so glorreiche Vergangenheit gehabt wie Brügge, und auch keine sei in einem so weiten Ausmaß europäisch ausgerichtet gewesen. Doch unsere Lehrer und Professoren werden fast überall die Ortsgeschichte und -geographie zum Ausgangspunkt für weitere Horizonte nehmen können.

Übrigens interessiert uns hier nicht bloß das Mittelalter. In Dutzenden von Städten Europas (und dies hauptsächlich unterscheidet sie von den Städten Amerikas) stellt die fruchtbar gebliebene Vergangenheit vor moderne Probleme. In Chester, in Marburg, in Siena oder Salamanca müssen die Bürgermeister, mayors, maires, alcaldes, sindaci oder Oberbürgermeister mit ähnlichen Problemen fertig werden, das heißt, sie stehen vor der Frage, wie sie die Probleme lösen sollen, welche die heutigen Verhältnisse stellen, ohne daß der Reiz des Althergebrachten verlorengeht; wie sie den modernen Verkehr bändigen können, ohne daß ihre Stadt zu einer Museumsstadt wird.

Um derartige Probleme zu studieren, ist die Straße instruktiver als das Klassenzimmer, und wir gehen nicht fehl, wenn wir annehmen, daß der Gemeindeverwaltung nichts lieber ist, als mit den Lehrkräften zusammenzuarbeiten, ja Preisausschreiben über dieses oder jenes Verwaltungsproblem zu veranstalten, das sie mit anderen Städten teilt.

Ein zweiter Hinweis betrifft das Georg-Eckert-Institut für internationale Schulbuchforschung in Braunschweig, nahe der Grenze zwischen den beiden Deutschland. Ich habe seinen Gründer, den unersetzlichen Georg Eckert, gut gekannt und seinen Werdegang verfolgen können.

Zunächst hat er tendenziöse und selbst unbewußt nationalistische Ansichten in den Handbüchern berichtigen wollen. Es ging um Reformarbeit. Sodann konnte er anläßlich einer Zusammenkunft mit asiatischen Historikern in Tokio feststellen, daß seine Kollegen sich für die Konflikte, die

Europa in ein Blutbad getaucht hatten, überhaupt nicht interessierten. Was sie bewegte, waren die großen Phänomene, von denen ich eben sprach und die im allgemeinen Europa betreffen und in der Folge die ganze Welt. Doch über diese Feststellung hinaus ist er auf eine noch tiefer bohrende Frage gestoßen: Was erwartet Nicht-Europa noch von uns, was kritisiert man an uns und wie müssen wir uns künftig einstellen, damit wir wieder unsern Platz übernehmen können, der uns übrigens nicht von Rechts wegen gehört, sondern durch entsprechende eigene Leistung zurückzuerobert ist?

Unmittelbar nach dem Krieg meinte man, es sei alles wieder in Ordnung, sobald wir die Versöhnung zwischen den kriegführenden Nationen erreicht hätten. Nun ist dieses Problem gelöst und vorbei, und wir verdienen nur dann als Zivilisation weiterzubestehen, wenn wir uns in die Gesamtmenschheit hineinversetzen. Es ist ein glücklicher Gedanke, daß die Europäische Kulturstiftung das Thema »Europa und der Dialog der Zivilisationen« zu einem ihrer vordringlichen Themen gewählt hat.

Der Sprachunterricht

Und schließlich noch eine dritte Anregung. Der Sprachunterricht – ob es sich nun dabei um die sogenannten »lebenden« oder »toten« Sprachen handelt – kann ebenfalls eine ganze Reihe neuer Möglichkeiten zu einem besseren Verständnis seiner selbst und der andern eröffnen.

Zunächst die klassischen Sprachen. Wir wären scheinheilig und eitle Phrasendrescher, wenn wir weiterhin behaupten wollten, Europa sei die Tochter der Antike und des Christentums, das ihm so viel verdankt –, aber gleichzeitig unsere griechischen und lateinischen Quellen unbeachtet ließen. Zwar kann man den Geist der Klassik in sich aufgenommen haben, auch wenn man diese nur aus zweiter Hand kennt; man kann Humanist sein, ohne Erasmus und Lukrez, Homer und Platon im Urtext gelesen zu haben, denn die Kultur ist ein Substrat, das uns oft ohne unser Wissen nährt. Doch diese manchmal unterirdisch verlaufenden Quellen würden rasch versiegen, wenn niemand mehr unmittelbar aus ihnen schöpfte. Darum ist es unerlässlich, daß wenigstens eine bewußte Minderheit darauf bedacht ist, eine Tradition am Leben zu erhalten, worin Sophokles übrigens dem Apostel Petrus ganz nahe zu stehen scheint, denn die »ungeschriebenen Gesetze«, von denen Antigone spricht, sind eben die, die dem Apostel zu sagen geboten, man müsse »Gott mehr gehorchen als den Menschen«.

Die Tradition sei »lebendig« zu bewahren, habe ich gesagt. Dies bringt für uns die Pflicht mit sich, sie zu modernisieren und dem heutigen Denken und Empfinden anzupassen, um ihr ihre ganze Aktualitätskraft wieder-

zugeben. Auch diesbezüglich hat die Europäische Kulturstiftung eine Reflexionsequipe zusammengestellt: nicht eine melancholische Gruppe von Vestalen und Vestalinnen, sondern eine brüderlich vereinte, begeisterte Schar.

Was die lebenden Sprachen betrifft, so sind diejenigen, die weniger weit verbreiteten Sprachen angehören – beispielsweise die niederländisch sprechenden Holländer und Belgier, die insgesamt nur siebzehn Millionen Europäer ausmachen – im Vorteil. Sie dürfen sich nicht der Illusion hingeben, ihre Sprachen öffneten ihnen sämtliche Türen; infolgedessen kann ich meinen flämischen Studenten in Löwen eine Bibliographie in vier Sprachen geben. Aber auch die englisch und die französisch Sprechenden sowie die Deutschsprachigen werden sich bewußt, daß das Erlernen einer, zweier oder dreier Fremdsprachen für sie zu einer Befreiung werden kann. Wer nämlich nur seine Muttersprache kennt, lebt in einem Käfig, in einem vielleicht geräumigen und schönen, aber eben doch in einem Käfig.

Andere Sprachen wenigstens verstehen zu können, kommt einer Konfrontation mit dem gleich, was nicht »wir« ist, und dies rettet uns vor einer unbewußten, aber tatsächlich vorhandenen Geistesenge. Sich mit den »anderen« vertraut machen hingegen heißt sich selbst in Frage stellen, nicht um seine Identität aufzugeben, sondern um sie zu bereichern und zu vertiefen. Sich selbst sein ist nicht Sache einer verweichlichten Trägheit, sondern eines Urwüchsigseins, das in der Konfrontation nichts zu verlieren, sondern alles zu gewinnen hat.

Eine europäische Kultur

Fragen wir uns zum Schluß, was unser christlicher Glaube in dieser Debatte beizutragen vermag.

Für viele unserer Zeitgenossen bedeutet »Europa« wesentlich »die Integration«, und diese erscheint allzuoft als eine wirtschaftliche und technokratische Operation. Die große Mehrheit unserer Bevölkerung ist dafür, doch dieser Konsens bleibt passiv und lau. Es ist uns nicht gelungen, das Empfinden und Gewissen zu packen, so daß vorläufig eine eigentliche europäische Bewegung im starken Sinn des Ausdrucks nicht zustande kommen kann. Und doch ist die kulturelle und moralische – und somit christliche – Dimension Europas vorhanden.

Erstens ist es so, wie wir bereits gesagt haben: Die Zivilisation, von der wir uns nährten, ist universal europäisch, bevor sie partikulär national ist. Um sie geht es. Sie müssen wir zum Leben bringen. Wenn wir uns bemühen, die Europäer zu einigen, geschieht dies also nicht um materieller Vorteile willen. Würde es nur um solche gehen, warum sollten wir uns

dann bloß auf Europa beschränken? Warum sollten wir dann die Integration nicht auf die ganze westliche und atlantische Welt ausdehnen? Warum sollen wir nicht auch Japan und noch weitere industrialisierte Länder einbeziehen?

Nein, wenn Europa uns am Herzen liegt, so ist dies um der gemeinsamen Kultur willen. Zwar berühren unsere Regierungen diesen doch entscheidenden Aspekt nur selten. Im allgemeinen sprechen sie davon nur, um das politische Scheitern dieser oder jener Konferenz zu bemänteln. Und doch ist Europa entweder eine Kultur oder überhaupt nichts. Es ist eines dieser »understandable fields of study«, die Arnold Toynbee aufgezählt hat, eine Tochter der Barbaren, der Griechen, der Römer und vor allem der Juden: »teste David cum Sibylla«.

Die Vaterländer und das Universale

Doch wenn man etwas will, muß man auch seine Konsequenzen wollen. Der Europagedanke ist nicht nur dieses Sich-Besinnen auf eine gemeinsame Kultur, das übrigens erst anhebt. Er ist auch – infolgedessen – eine Herausforderung des Nationalismus, von dem man mit Recht sagen konnte, er stelle die Haupthäresie unseres Jahrhunderts dar.

Verstehen wir uns richtig. Der Nationalismus ist nicht dieses Eingewurzeltsein, von dem Simone Weil mit solcher Inbrunst gesprochen hat. Wir sind zwar nicht Kosmopoliten, sondern wir sind Patrioten. Doch ob schon der Europagedanke das Aufblühen der Vaterländer anstrebt, stößt er sich hart an der Sakralisierung der etatistischen Nation, an dieser Vergötzung des kollektiven »Ich«, das den Inbegriff dessen darstellt, das uns die Heilige Schrift zurückzuweisen gebietet.

Die Botschaft des Alten Testaments, die von Jesus Christus weiterentfaltet und vertieft, aber gewiß nicht in Abrede gestellt wurde, besagt im wesentlichen dies: die ausschließliche Verehrung des einzigen, eifersüchtigen Gottes. Wenn man nun seine Nation über alles, »über alles in der Welt« stellen will oder wenn man die Verbundenheit mit seinem Vaterland als eine »heilige Liebe« verherrlicht, so tut man genau das, was der Herr im mosaischen Gesetz verboten hat. Ein einziges Volk rührt, als Volk, unmittelbar an das Heilige, und es hat daran nur um so härter gelitten. Es ist das Volk Israel. Alle anderen Völker hingegen können wohl ihre politische, kulturelle, gesellschaftliche profane Größe haben, aber sie gehören der Ordnung des Geschaffenen an. Sie sind nicht erwählte Verwahrer göttlicher Offenbarungen.

Unsere Vaterländer sind unsere Mütter, und Europa ist unsere Familie. Doch weder Mutter noch Familie haben Anrecht auf abgöttische Ver-

ehrung. Ein solcher Kult spaltete übrigens die Universalität des Menschengeschlechtes, die Einheit aller Völker und Rassen, die nach der Genesis sämtlich von ein und demselben Menschenpaar abstammen. Der Kult der Nation verrammelt die Straße, die uns der politischen Einigung der Welt entgegenführen soll sowie einer nicht durch Grenzen behinderten Ausstrahlung des Evangeliums. Zum ersten Mal seit dem sechsten Tag leben wir ja heute eine globale Geschichte. Diese ist ermöglicht worden durch die heutige Technologie, durch unsere Kommunikations- wie Destruktionsmittel. Sie bietet Chancen, die wir nicht verpassen dürfen.

In dieser universalen Perspektive sollte sich übrigens der Christ zu Hause fühlen. Während sämtliche politischen Internationalen ihren Aufgaben nicht nachgekommen sind – doch es besteht kein Anlaß, sich darüber zu freuen, im Gegenteil –, hat sich die Kirche Christi endlich unter allen Himmeln eingewurzelt, so wie übrigens auch die anderen großen Religionen, von denen keine provinziell national ist. »Verkündigt das Evangelium allen Völkern!« ist ein Gebot, das jeden Nationalismus untersagt und heute eine aktuellere Bedeutung hat als je zuvor.

Kurz, der Kampf gegen die nationalistische Häresie ist zugleich eine christliche Pflicht und eine Aufgabe im Dienste aller.

Die Christenheit und Europa

Europa, der erste Kontinent, an den die Verkündigung des christlichen Glaubens erging, ist heute eine im Niedergang begriffene Zivilisation. Wir werden natürlich nicht die Dekadenz irgendeiner Kultur einem Scheitern des Christentums gleichsetzen. Und doch sind Europa und das Christentum durch die Geschichte zu sehr miteinander verzahnt, als daß der Niedergang des einen Partners nicht auch den andern in Mitleidenschaft zöge. Daraus ergibt sich eine besondere Verantwortung für uns Christen, wenn es um die europäische Zukunft geht.

Wie sollen wir unserem Niedergang begegnen? Es gibt nur ein einziges Mittel: sich auf den kommenden geschichtlichen Schock geistig vorzubereiten, damit wir aus dieser Konfrontation neue Kraft schöpfen. Wir sollen diesen Zusammenprall nicht einfach über uns ergehen lassen, sondern ihm die Stirne bieten, ohne Aufregung und Panik, aber auch und vor allem ohne von vornherein zu resignieren.

Dieser Schock kann kriegerischer Natur sein – was Gott verhüten möge!, aber wir wären blind, wenn wir diese Möglichkeit ausschlossen. Er kann in der allmählichen Erschöpfung der Rohstoffe bestehen – morgen, übermorgen oder viele Menschenalter später. Doch er kann auch in einer Revolte der Dritten Welt erfolgen, die von Konferenz zu Konferenz immer

weniger reformistisch wird, weil sie immer weniger an unsere Entschlossenheit zu handeln glaubt. Schließlich kann auch die Gefährdung unseres Lebensraumes einen Schock auslösen. Kurz, alles ist möglich, nur eines nicht: daß unser kleines individuelles und kollektives Dasein undramatisch weitergeht.

Dies spüren die jungen Menschen instinktiv, selbst wenn sie, wie der Mai 1968 gezeigt hat, nicht imstande sind, Lösungen zu formulieren. Doch jeder, der einen wirklichen Ausweg zeigt, wird eine entscheidende Tat vollbracht haben, um eine Wende herbeizuführen und der jetzigen Dekadenz entgegenzuwirken.

Auf jeden Fall werden die möglichen Schocks sich nicht auf Nationen beschränken, sondern kontinentales und interkontinentales Ausmaß annehmen. Sie können zu unserer Vernichtung führen oder zu einer mächtigen Rückkehr unserer Lebenskraft. Nur Frau Sonne behauptet, die Einzelheiten im voraus zu kennen. Doch der bewußte Europäer weiß, daß einzig eine gemeinsame Abwehrreaktion eine Zivilisation zu retten vermag, deren Zukunft uns gehört. Und der Christ weiß zudem, daß »die Pforten der Hölle unsere Kirche nicht überwältigen werden«; darum wäre es für ihn eine Sünde gegen die Verheißung, gegen den Geist, den Mut aufzugeben.

Der christliche europäische Erzieher wird seine tägliche Aufgabe unter diesen Horizont des christlichen Glaubens und der menschlichen Solidarität stellen. Europa wird für ihn das konkrete Feld sein, auf dem er seine Berufsaufgabe, seine Sendung erfüllt.